

[Es gilt das gesprochene Wort.]

Verehrte Damen und Herren,

wir werden an diesem Morgen vermutlich viel über Kultur, Theater, Politik, Reformen, Bildung reden, und in diesem Zusammenhang über Kulturabbau, Theatersterben, Politikverdrossenheit, Reformstau und Bildungsnot, und also am Ende immer wieder über Geld, Geld, Geld, do dass ich Sie am Anfang meines kleinen Referats auf ein Feld führen möchte, das Sie womöglich überrascht, weil es von jeder fiskalischen Anfechtung unberührt scheint. Die Nachricht stand vor einigen Tagen in der Zeitung und das sie mich fasziniert und ich bislang nicht die Gelegenheit hatte, meine Begeisterung mitzuteilen, mit anderen zu teilen, will ich Sie damit konfrontieren. Die Notiz handelte von schlichten Zeitgenossen, die Erstaunliches vollbringen.

Wissenschaftler aus Houston, Texas, haben entdeckt, dass bestimmte Amöben eine primitive Form von Ackerbau betreiben: Die Schleimpilze der Art *Dictyostelium discoideum* sammeln Bakterien und bewahren sie auf, um sie an einem anderen Ort wieder „auszusäen“. *Dictyostelium discoideum* sind Amöben, die im Boden leben und sozial miteinander interagieren. Ihre Wachstumsphase verbringen sie als Einzeller. Dabei ernähren sie sich von Bakterien. Kommt es zu einem Nahrungsmangel, schließen sich Zehntausende der Amöben zu einem vielzelligen Organismus zusammen. Dieser ist unterteilt in einen Stiel, der aus abgestorbenen Amöben besteht, und den sogenannten Sorus, in dem Sporen der Einzeller enthalten sind. Diese Entwicklungsphase endet, wenn die Bedingungen für die Amöben wieder günstig sind. Die Sporen keimen dann wieder aus. Mitarbeiter der Rice University in Houston meinen, dass etwa ein Drittel aller frei lebenden Amöben diese Art von Landwirtschaft betreiben. Die Forscher nennen diese Gruppen „Bauern“. In Laborversuchen wiesen sie nach, dass die Bauern nicht wie ihre Artgenossen alle Bakterien in einer Kulturschale fraßen. Stattdessen stellten sie zu einem bestimmten Zeitpunkt das Futter ein, bildeten einen mehrzelligen Organismus und schlossen dabei die verbleibenden Bakterien in den Sorus ein.

Ich weiß nicht, ob sie meine naturwissenschaftliche Euphorie nachvollziehen können. Aber die Klugheit und das planvolle Handeln dieser primitiven Lebewesen sollte einem schon einen gewissen Respekt abverlangen. Was tun sie? Ich will die These noch einmal zusammenfassen. Sie fressen Bakterien. Wenn sie aber – durch welche Intuition auch immer – spüren, dass die Nahrung knapp wird, schließen sie sich zusammen wie, sagen wir mal, wie ein Volleyballteam, das ins Hintertreffen geriet, bei einer Spielunterbrechung, sie schützen ihre Lebensgrundlage und expandieren erst wieder, wenn die Krise vorüber ist. Mir gefällt sehr, dass die Wissenschaftler sie zu „Bauern“ ernannt haben, also Wesen, die Landwirtschaft betreiben. Kultur stammt – mitunter ist es nicht verkehrt, zu den Sprachwurzeln zurückzukehren – aus dem Lateinischen: *cultura*, „Bearbeitung“, „Pflege“, „Ackerbau“, von *colere*, „wohnen“, „pflegen“, „den Acker bestellen“. Die Amöben *Dictyostelium discoideum* verdienen daher den Titel Kulturarbeiter, beherzigen sie doch einen Grundsatz, den jeder gute Landwirt respektiert, wenn er überleben will. Er darf nicht alles, was er erwirtschaftet, aufessen, verbrauchen, verkaufen, verschenken, verscherbeln, er muss Saatgut zurückbehalten, Rücklagen bilden, dies ist ein Basisprinzip vernünftigen ökonomischen Verhaltens. Dies tun die Amöben und sie tun noch mehr, diese Primitivlinge etwas höchst Beachtliches, sie schließen sich, wenn es eng wird, in Zeiten des Mangels, zusammen, fressen die Vorräte nicht auf, sondern halten sie zusammen, um sie, wenn wieder bessere Zeiten kommen, zu entwickeln.

Ich habe an dieser Stelle ganz bewusst, das Wort ökonomisch benutzt, denn – mit Verlaub – die Diskreditierung dieses Begriffes im Titel Ihrer Veranstaltung scheint mir verfehlt. Ist die Ökonomie unser Problem? Oder hängen unsere Probleme mit Prozessen zusammen, die uns als ökonomisch vernünftig verkauft werden, ohne es wirklich zu sein? Sie sehen, wir verweilen nicht lange im paradiesischen Idyll der Einzeller, wir geraten flugs in den Bereich der neoliberalen Kampfzone. Das Wort Ökonomie kommt – man ahnt es – aus dem Griechischen. Aktuelle Ereignisse lassen einen zögern, die Vertreter dieser Nation bedingungslos zu den Experten in Sachen Ökonomie zu stilisieren, aber, ich will sie beruhigen, der Begriff ist alt, altgriechisch und lange vor Gründung der Europäischen Union entstanden. Oikos, „Haus“, trifft darin auf nomos, „Gesetz“ oder „Regel“. Ökonomie und Haushaltung oder Haushaltsgesetz sind also faktisch dasselbe. Diese Identität will nicht recht zusammengehen mit unseren alltäglichen Erfahrungen. Heutzutage stehen beide Begriffe im Kampf, weil die Ökonomie sich so und so entwickelt, gerät der Haushalt – der Bundeshaushalt, Länderhaushalt, der kommunale Haushalt usw. – in Schiefelage. Wie kam es zu dieser Bedeutungsverschiebung, mit der einherging, dass das Wort „ökonomisch“ nicht mehr als bewahrender, vernünftiger, Angebot und Nachfrage regelnder Begriff begriffen wird, sondern als aggressiver, antisozialer Terminus.

Das Verhältnis von Wirtschaft und Gesellschaft, von dem wir hier sprechen, hat sich über die Jahrhunderte gewandelt. Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler haben diese Veränderungen zur Genüge beschrieben und in Epochen geordnet. Bestimmte wirtschaftliche Organisationsformen haben auch bestimmte kulturelle Institutionen hervorgebracht und wieder verschwinden lassen. Eines aber hatten die verschiedensten Kulturstufen gemein: sie leisteten sich stets zwei Betriebe oder Institute oder Apparate, die von der unmittelbaren Notdurft des Überlebenskampfes relativ frei gestellt wurden. Und nichts anderes ist die Ökonomie zunächst, sie schafft produktiv die Bedingungen, die der Gesellschaft das nackte Überleben sichern, ihr erstes Ziel ist die Herstellung von Gebrauchsgütern, die man essen, mit denen man sich kleiden, fortbewegen, arbeiten usw. kann. Produktion als Schaffung von Realitätskontrolle.

Zwei Abteilungen, die von dieser Fron freigestellt wurden, waren die Arbeitsgruppe Kult (später Kultur) und die Arbeitsgruppe Erziehung und Bildung. Im Begriff Kult und/oder Kultur fließen erstaunliche Aufgaben zusammen: wie schon erwähnt die Landwirtschaft, also die Ernährung der Menschen, das Kultische, die Geisterbeschwörung, Initiierung, Religion, die sich vom Fruchtbarkeitskult herleitet, bis hin zu den Ritualen, Regularien, Werten, Kommunikationsformen, die wir heute unter dem Begriff Kultur verstehen. Diese Branche hatte stets das Ziel und die Aufgabe, die Gesellschaft zusammen zu halten, durch Tänze, Gebete, Parolen auf gleiche Rhythmen, Normen, Bilder, Götzen, Götter einzuschwören. Aus dieser Arbeitsgruppe entwickelten sich später einige besonders erfolgreiche Unternehmen, global player in Sachen Glauben, die Kirchen und, auf der weltlichen Ebene, ein nicht ganz so populäres, aber auch international erfolgreiches Geschäft: das Theater. Ich erwähne dies nur, damit Sie nicht glauben, ich hätte mein Thema völlig aus den Augen verloren. Die zweite, von der Plackerei mehr oder weniger freigestellte Mannschaft, die Arbeitsgruppe Bildung, hatte keine geringere Aufgabe, sie musste sich darum sorgen, die kollektive Erfahrung, die der Arbeit wie der Kultur, an die nächste Generation weiterzugeben. Nur so war ein Fortschritt möglich, die Evolution des Menschen. Oft ging dieser Lernprozess mit dem praktischen Überlebenskampf zusammen, allein, er verlangte Organisation und in gewissem Maße stets eine Freistellung von der Wirtschaft und den wirtschaftlichen Zwängen. Die Frauen (oder in matriarchalischen Gesellschaften: die Männer) die auf den Nachwuchs aufpassten, mussten von der Allgemeinheit mitversorgt

werden, genauso der Zauberer oder der Mediziner, der am Feuer sitzend, darüber nachgrübelte, welche Kräuter am besten gegen Durchfall wirkten.

Was ich mit diesem kleinen Ausflug in die Steinzeit deutlich machen will, liegt auf der Hand: Bildung und Kultur haben ein gemeinsames Schicksal, sie waren immer ein Luxus, den sich eine Gesellschaft leistete, der aus dem Surplus bestritten wurde, ein notwendiger Luxus, der nicht nur zur unmittelbaren Bedürfnisbefriedigung diente, sondern eine notwendige Investition in die Zukunft darstellte. Man könnte nun, im Umkehrschluss die Vermutung formulieren, dass eine Gesellschaft, die ihren allgemeinen Anteil an Bildung und Kultur kürzt, in Frage stellt oder sogar für verzichtbar erklärt, sich keine oder wenig Sorgen um ihre Zukunft macht. Entweder, weil sie solche Überlegungen für nicht notwendig hält oder weil sie an ihrer eigenen Zukunft zweifelt. Die Losung „No future“ war Anfang der siebziger Jahre der Protestslogan von Außenseitern und Verweigerern der Wohlstandsgesellschaft. Inzwischen ist sie als verinnerlichte Haltung in breitester Gesellschaftskreise eingedrungen. Trifft man heute jemand, der voll Optimismus in die Zukunft blickt (und zwar in die des Planeten, der Gattung Mensch, nicht in die private individuelle) dürfte die allgemeine Reaktion sein: dieser Typ ist blind, ignorant, verblödet oder gemeingefährlich, aber in keinem Fall vertrauenswürdig.

Stimmt die These, dass diese Gesellschaft keine Perspektive hat, sich keine Zukunft ausmalt, utopienlos existiert? Und wenn ja, ist dies nicht vielleicht gut so? Haben nicht Systeme, die mit Heilslehren auftraten, oft genug gezeigt, in welche Katastrophen chiliastische Experimente führen können? Fakt ist, es scheint zu dieser Gegenwart keine wirkliche gesellschaftliche Alternative zu geben, nicht in der Realität und kaum auf dem Papier. Das Zauberwort der letzten zwanzig Jahre hieß NEOLIBERALISMUS/DEREGULIERUNG. Es hat schnell an Glanz verloren. Am Ende entpuppte sich das Ganze als ein für wenige erfolgreiches Geldmaximierungsprogramm, das zur globalen Finanzmarktkrise führte. Der Siegeszug des Neoliberalismus begann mit der Agonie des Staatssozialismus. Es sind vier Entwicklungen, die seit Ende der siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts vom Weltwährungsfonds und der Weltbank angestoßen wurden. 1. freier Kapitalfluss, 2. der Abbau von Handelsbarrieren, die zum Schutz nationaler Industrien errichtet wurden, 3. die Reduktion des Staates als Instrument der Steuerregulierung, 4. die Privatisierung der staatlichen Industrie. Es liegt auf der Hand, dass das Angriffsziel des Neoliberalismus der Sozialstaat ist. Diese sehr effiziente Attacke hat deutlich Spuren hinterlassen, im Bereich der Ökonomie, in den Programmen der politischen Eliten, aber auch im Bereich der Kultur, der Medien, der Bildungseinrichtungen, der medizinischen Versorgung, des Transportwesens usw. Die Theaterformen, wie sie noch heute in Deutschland existieren, sind Produkte starker, Kultur fördernder Staatsgebilde. Sie haben ihre Wurzeln in der Kleinstaaterei, wurden von einem entwickelten kunstsinnigen Bürgertum weiter getragen, vom Sozialstaat (im Westen), vom sozialistischen Staat (im Osten) gefördert und gepflegt und drohen jetzt im neoliberalen Verteilungskampf unterzugehen.

Überzeugte DEREGULIERER bekämpfen das heutige Theatersystem, da dieses auf Subvention beruht, sich nicht selbst tragen kann, nicht allein Gewinn orientierend arbeitet. Die neoliberale Bewegung begann nicht umsonst in den Vereinigten Staaten, einem Land, das öffentliche Förderung von Theater kaum kennt. Es mutet wie ein Zufall an, ist aber symptomatisch. Zu den us-amerikanischen Basisregeln gehört die Maxime: jeder ist sich selbst der nächste, für sich selbst verantwortlich, der Staat hat sich nicht einzumischen. Das Theater muss sich gegen die DEREGULIERUNG stemmen, weil es von einem Gesellschaftsbild ausgeht und auf ein Gesellschaftsbild hinarbeitet, das Enklaven bietet, ermög-

licht und schützt, die nicht primär von Verwertungsinteressen bestimmt werden. Der Staat, der vorgibt, Chancengleichheit zu ermöglichen, universelle Menschenrechte zu sichern, braucht soziale Schutzräume für Bildung, Kontemplation, Kommunikation, Kultur. Wenn er diese aufgibt, weil er alle Prozesse unter das Diktat der Ökonomie setzt, gibt er sich selbst auf. Demokratie garantiert freie Marktwirtschaft, aber freie Marktwirtschaft garantiert keine Demokratie. Wer auf die Selbstregulierung der Marktkräfte baut, verfolgt das Prinzip: Angebot und Nachfrage. Die Wirtschaftsliberalen leben in der Illusion, etwas, das für den Einzelnen Vorteile erzeugt, bringe automatisch gesellschaftlichen Progress. Ein kurzer Blick in die ökologischen Abgründe straft diese These Lügen. Die Frage ist ural: wie entsteht Gesellschaft? was stiftet Gemeinschaft? common sense, Gemeininn. In dem Wort steckt die Antwort: ein gemeinsamer Sinn, ein Projekt, Arbeit. Was könnte dies in der heutigen Welt sein?

Es ist ein begrüßenswerter Versuch von Kultusminister Matschie, die Bedeutung von Kultur für Thüringen nicht allein unter dem Aspekt der Finanzierbarkeit zu diskutieren. Die Idee, ein Leitbild zu formulieren, in dem die verschiedenen Bereiche der Kultur und ihre Berechtigung fest geschrieben sind, verhindert, dass die so genannte Hoch- gegen die Basiskultur ausgespielt wird, dass die Theater in den größeren Städten jenen im ländlichen Bereich vorgezogen werden. Der Reichtum Thüringens besteht eben in der Mannigfaltigkeit des kulturellen Angebots. Diese Breite und Vielfalt ist ein Kapital. Wer über ein solches verfügt, muss auch Mittel einsetzen, dass es erhalten bleibt.

Ich bin vor zwei Jahren nach Rudolstadt gegangen. Ich fand die Aufgabe reizvoll, weil sie mir unbekannt war, weil ich die Chance bekam, meine Theaterkonzeption in der Praxis auszuprobieren. Ich habe den Schritt bislang nicht bereut und da man mich – als Berliner in Thüringen – noch nicht zur Stadt hinausgejagt hat, habe ich Hoffnung, dass auch die Saalfelder und Rudolstädter den Schritt, mich zu engagieren, noch nicht bereut haben. Ich bin, was meine Arbeit angeht, auf zwei Sachen stolz. Wir, mein Team und ich, haben zwei Dinge erreicht. Im Haus, im Theater selbst fühlen sich die meisten Mitarbeiter wohl. Zumindest machen sie den Eindruck. Alle – oder die meisten – begreifen sich als Teil des Ganzen. Dabei sollte nicht unerwähnt bleiben, die meisten Mitarbeiter arbeiten auf der Basis von Haustarifverträgen. Das klingt beschaulich und gemütlich, ist es aber in Wahrheit nicht. Der Begriff umschreibt einen unschönen Zustand: auf Grund der öffentlichen Finanzsituation erklären sich die Kollegen bereit, für Gehälter zu arbeiten, die unter dem Tariflohn liegen. Theater ist – auch darin ist es noch immer ein utopisches Unternehmen – eine kollektive Produktionsform, die nur im Zusammenspiel vieler Beteiligter funktioniert. Sie ist also tatsächlich ein Abbild der Welt. Es gibt klare Hierarchien, keine Gleichmacherei. Regie hat zum Beispiel immer etwas von Diktatur, einer sitzt unten und bestimmt. Aber er muss diejenigen, die oben stehen, überzeugen. Wenn sie nicht spielen, kann er soviel kommandieren, wie er will. Und niemand kann zum Spielen gezwungen werden. Genauso wenig wie zum Lachen. Man kann zum Arbeiten gezwungen werden, aber nicht zum Spielen. Spiel unter Zwang ist Folter. Und ein zweiter Aspekt macht mich glücklich, die Leute in Rudolstadt und Umgebung nehmen dies Theater als das ihre an. Wir hatten in den vergangenen Jahren einige schöne Aufführungen, Schauspiele und Musiktheaterproduktionen, die wir in Kooperation mit dem Theater in Nordhausen zeigen – die Nordhäuser singen und tanzen, unser Orchester begleitet sie – zwei Aufführungen waren besonders, weil sie besondere Themen behandelten, Themen, die direkt mit der Region zu tun hatten. 2009 brachten wir ein Stück heraus, das DRUNTER UND DRÜBER hieß, dort wurden ostdeutsche Biografien – im Stil Heinrich Heinescher Verse – erzählt. Ein zweites Stück DIE SCHICKSALSSINFONIE läuft seit Mai vergangenen Jahres. Darin

wird die Situation unseres Orchesters beleuchtet, die Thüringer Symphoniker gibt es seit 375 Jahren und – wenn kein Wunder geschieht oder eine kluge politische Entscheidung – werden sie 2012 aufhören zu existieren. Das Stück erzählt genau diese Bedrohung, ein Orchester steht vor der Abwicklung, weil es kein Geld mehr gibt, eine Kommission des Kultusministeriums reist angeblich an, um eine Qualitätsprüfung durchzuführen. Die Musiker proben und geraten in einen heillosen Streit, welches Programm das beste, was wie zu spielen, wie die Kommission zu überzeugen sei. Alte Vorurteile kommen hoch, Hass, Frust, Gemeinheit, aber auch Solidarität und gewitzte Ideen. Man sucht einen Schuldigen – klassischerweise ist es der Dirigent. In diesem Stück treten Orchestermusiker, die sonst nie den Mund aufmachen, als Schauspieler auf, Schauspieler, die kaum ein Instrument spielen, glänzen als Virtuosen. Und alle arbeiten an einem Projekt, wie kann man das, was menschliche Kunst ist, bewahren.

Ich will die Lage meines Theaters und aller Theater in Thüringen nicht idealisieren. Es gibt gewiss vieles zu verbessern, es gibt noch immer Bequemlichkeit, Selbstzufriedenheit und ein Beharren auf alten Gewohnheiten. Es gibt auch – und hier weise ich allerdings deutlich aus Rudolstadt hinaus – einen Umgang mit öffentlichem Geld, den ich nicht verstehe und billige. Man kann und sollte – gerade in Zeiten leerer Kassen – auf Prestigeprojekte verzichten. Wer seine Arbeit durch die öffentliche Hand finanziert bekommt, muss dieser Hand dienen. Die Frage ist, wie ein solcher Dienst auszusehen hat. Zunächst einmal müssen die Theater für die Leute arbeiten, die vor Ort da sind. Man kann sich kein Publikum backen, man kann es bilden, erziehen, mitnehmen, aber man muss es immer ernst nehmen, als Partner. Welche Wege man geht, wie man sich welchem Publikum nähert, unterliegt keinem Rezept und keinem Kanon. Es ist mit dem Theater schließlich wie mit jeder Kunst. Man darf alles, nur nicht langweilen.

Ich will an dieser Stelle noch eine Frage erwähnen, über die man gemeinsam nachdenken könnte. Welche Folgen, frage ich Sie, hat der Neoliberalismus in der sozialen Psyche der Menschen hinterlassen? Ohne in Schwarzmalerei zu verfallen, kann man behaupten, dass er zu einer enormen Verunsicherung führte. Unsichere Arbeitsplätze, gelockerte Tarifsysteme, Inflationsgefahr, Planungsunsicherheit. Ständig wird das Gefühl suggeriert, man müsse auf den rasenden Zug aufspringen, die Erfahrung ist alltäglich; Geld, das sich nicht vermehrt, verliert an Wert. Der Kurs fällt, heute muss man handeln, im Doppelsinn des Wortes, die Erfahrung, jeder wird zum Händler, ist allgemein, Ebay ist die Metapher, der Druck, der vor allem auf der jungen Generation lastet, ist enorm. Die Zeitspanne, in der man es geschafft haben sollte, wird immer kürzer. Vor zwanzig Jahren war man mit 50 zu alt, um noch einen neuen Job zu finden, jetzt ist man es mit 40. Die Leute werden immer früher alt und sterben immer später. Der Spagat, der den jungen Arbeitnehmern abverlangt wird, ist groß. Sie müssen auf der einen Seite innovativ, kreativ, mutig sein, auf der anderen Seite konservativ, konform und stromlinienförmig angepasst. Vielleicht ist es Vorurteil, widersprechen sie mir, wenn Sie es anders sehen, ich sehe, wenn ich mich umsehe, in der nachwachsenden Generation mehr Konformismus als Rebellion. Die großen Figuren auf der Theaterbühne sind freilich anderer Art. Die meisten Heroen fallen aus der Rolle, die für sie in der Gesellschaft vorgedacht war. Antigone, Romeo und Julia, Hamlet, Ferdinand und Luise, Werther, Johanna, das Käthchen, Mutter Courage, um nur einige zu nennen. Das Drama entsteht, wenn Handlungen den geplanten Verlauf der Geschichte stören. Wie geht man – die Frage an Sie – mit solcher Renitenz um, wenn sie im eigenen Leben keinen Platz hat. Ein wichtiger Impuls, sich Kunst zu nähern, ist die Suche nach Identifikation. Wir suchen Freunde. Gehen diejenigen, die das Theater meiden, nicht mehr dort hin, weil sie dem Widerspruch ausweichen? Solche Entscheidung muss nicht bewusst sein.

Theater – selbst in seiner banalsten, albernsten, unpolitischsten Manier – hat eine subversive, weil freiheitliche Dimension. Es stellt immer ein Ausschiheraustreten dar, die Konstituierung einer anderen Welt. Es ist das Vorführen einer Möglichkeit, die nahe an der Wirklichkeit ist, sich aber nicht mit ihr deckt. Dass das Theater die Fähigkeit und Tendenz hat, kritisches Bewusstsein zu erzeugen, liegt in seiner Form begründet, die Einfühlung verlangt und Distanz schafft. Es ist eine sehr besondere dialektische Rezeption, die jeder an sich beobachten kann, wenn er in einer Theatervorstellung sitzt, die einen fesselt. Der Betrachter befindet sich in einem ambivalenten Verhältnis, man versinkt in die Geschichte, die einem geboten wird, vergisst aber dennoch nie, dass man sich in einem öffentlichen Raum befindet. Neben der gnoseologischen Seite, die eine gelungene Theateraufführung bietet, gibt es eine empirisch-sensuelle. Man teilt eine Erfahrung körperlich mit anderen Menschen. Man folgt mit ihnen einem Rhythmus, einer Schwingung, man lacht mit ihnen oder beobachtet ihr Lachen. Solche Erfahrung birgt in sich Energie, stiftet im besten Fall, gemeinsame sinnliche Eindrücke, Gemeinsinn.

Neben den gravierenden sozialen, politischen und wirtschaftlichen Veränderungen der letzten zwei Jahrzehnte, ist eine mediale Revolution zu beschreiben, die innerhalb kürzester Zeit die Kultur, Kommunikation, Wahrnehmung und Erfahrungswelt der Menschheit tiefgreifend verändert hat. Sie alle wissen, wovon ich spreche, das Internet hat unser aller Leben mehr verändert, als wir mitunter wahrhaben wollen. Die Mehrheit der Bevölkerung der reichen Welt sitzt tagtäglich vor Bildschirmen, die meisten sind andauernd online. Bekam man früher einmal am Tag Post, alle paar Stunden mal einen Anruf, ist man heutzutage immer, überall und permanent available, auf stand by, ansprechbar, abrufbar, einsatzfähig. Jede Arbeit kann jederzeit unterbrochen werden, jeder Gedanke zur Seite gelegt, Einsamkeit ist eine blasse Erinnerung aus dem vergangenen Jahrhundert. Man ruft sich an, um sich zu sagen, wo man gerade ist und zu erfragen, wo der andere gerade ist. Die plappernde Schwiegermutter ist aus ihrem Wohnzimmer ausgebrochen und okkupiert die Welt. Man könnte formulieren, dass die Privatisierung inzwischen so weit fortgeschritten ist, dass auch die öffentliche Meinung privatisiert wurde. Das Internet ist dafür das passende Werkzeug. Ich will hier nicht als Medienkonservativer auftreten, ich nutze das Netz seit mehr als zehn Jahren exzessiv. Trotz dieser Verbundenheit kann ich nicht die Augen davor verschließen, was es für Konsequenzen hat. Die Möglichkeiten sind enorm, auch die von Information, Gruppenbildung, Projektarbeit usw., aber ebenso groß wie die Potenziale der Sammlung sind die der Zerstreung, der Dekonzentration. Jeder Moderator weiß, wie ein Gespräch verläuft, bei dem jeder Teilnehmer sagen kann, was ihm gerade in den Sinn kommt, ohne auf den Beitrag seines Vorgängers einzugehen. Ergebnisloses Geschwätz. Die Gesellschaft hat ihre regulierende – auf Meinungsführerschaft, von aus auf Autorität aufgebaute – Moderatorenrolle abgegeben, zuerst an das Privatfernsehen – das nicht umsonst so heißt, es ist privatisierte Öffentlichkeit –, dann an das Netz. Es blieben nicht mehr viele Moderatoren übrig, die auch das Gemeinwohl im Auge haben und versuchen, einen common sense herzustellen. Wer fällt Ihnen ein? Mir nur die Kirche und das Theater. Jedes Unternehmen braucht Controller, Supervisor, Psychologen, die sich um ein gesundes Betriebsklima, eine funktionierende Kommunikation kümmern. Die Theater sind solche Orte geistiger Hygiene. Wer sie abschafft oder abzuschaffen versucht, überlässt das System dem Selbstlauf.

Das Theater ist oft tot gesagt worden, und hat bislang immer überlebt. Wie der Phönix aus der Asche, oft erlebte es Glanzzeiten, gerade, wenn ihm kräftige Konkurrenz erwuchs. Die zwanziger Jahre, in denen der Film zu einer boomenden Industrie wurde, bescherten auch der behäbigen Theaterkunst eine mächtige Renaissance. Das Fernsehen hat dem Theater

nicht den Garaus gemacht und auch die digitale Welt der neuen Medien und des Internets wird den Schauspieler nicht von der Bühne verdrängen. In der Spielzeit 2008/2009 sind die Besucherzahlen der öffentlich getragenen Theater (Stadt- und Staatstheater und Landesbühnen) leicht gestiegen, nämlich um 1,7 Prozent auf **19,3 Millionen Zuschauer** gegenüber 19 Millionen Zuschauern in der Spielzeit davor, wohingegen die Anzahl der Konzertbesucher geringfügig um 0,25 Prozent auf 4,3 Millionen zurückgegangen ist. Die Statistik weist zudem mehr **Theater-Spielstätten** (888 gegenüber 824) und einen Zuwachs an **Veranstaltungen** (65.500 gegenüber 64.700) aus, woraus sich allerdings ableiten lässt, dass zumindest die Auslastung der einzelnen Spielstätten im Schnitt nicht gesteigert werden konnte. Der Bühnenverein wertet die steigende Anzahl von Spielstätten als ein Bemühen „um Alternativen zum klassischen Stadttheater, um neue und andere Publikumsschichten zu erschließen“.

Rudolstadt ist eine Stadt mit knapp 25.000 Einwohnern. Wenn man hört, dass unser Theater nur in dieser Stadt pro Jahr gut 50.000 Zuschauer bespielt, die Schauspiel, Konzerte, Opern besuchen, könnte man annehmen, jeder Rudolstädter ginge zwei Mal im Jahr ins Theater. Das ist leider nicht der Fall. Erstens bespielen wir nicht nur die Stadt Rudolstadt, das Theater begreift sich als Dienstleister für mehrere Landkreise, und auch Saalfeld, die Stadt, die neben dem Freistaat, dem Landkreis Saalfeld-Rudolstadt und Rudolstadt das Theater und Orchester finanziert. Um Ihnen einen gewissen Eindruck von den finanziellen Möglichkeiten eines solchen Hauses zu machen, will ich ein paar Zahlen nennen. Wir verfügen über ein Budget von 7,5 Millionen Euro im Jahr. Der Durchschnittsverdienst eines der 150 Mitarbeiter beträgt 2.300 Euro. Eine durchschnittliche Schauspielproduktion hat ein Budget von circa 30.000 Euro, wenn sie zehn Mal erfolgreich läuft, ist diese Summe in etwa wieder eingespielt. Dabei bleiben die Gagen der Schauspieler nicht berücksichtigt. Sie sehen schon an dieser kleinen Rechnung, bei sehr bescheidenen Aufwänden für die Regiegaben, die Ausstattung, die technische Umsetzung usw., dass sich ein Theaterbetrieb nicht rechnet in dem Sinne, dass man damit Profit machen könnte. Unser Theater spielt im Jahr ca. 750.000 Euro ein, d. h. ein Zehntel unseres Gesamtbudgets. Nun könnte man daraus schlussfolgern, dass sich eine solche Institution nicht lohnt. Und es gibt auch Kulturbanausen, die solche Meinung lauthals vertreten. Sie blenden dabei folgendes erfolgreich aus: 150 Menschen haben Lohn und Brot, deren Einkommen bleiben zu hohen Prozentsätzen in der Region, Kultur und Kunst ziehen Touristen an, das Vorhandensein von Kulturstätten ist für viele ein Grund, den Wohn- und Arbeitsplatz in eine solche Region zu verlegen.

Vor einigen Tagen traf ich in der Stadt eine Frau, die mich ansprach, das ist die Krux einer Kleinstadt, man ist mindestens so bekannt wie der Pfarrer oder Frisör, sie sagte zu mir, ohne lange Vorrede und ein wenig drohend: Wenn das Theater und Orchester nicht mehr in Rudolstadt bleibt, sehe ich keinen Grund, hier noch weiter zu wohnen. Ich war wohl ein wenig erschreckt und versuchte, die Konsequenz zu relativieren. Nun, sagte ich, es gibt doch auch noch andere schöne Seiten an der Stadt. Ja, ja, sie ließ mich nicht ausreden, aber dann kann ich auch nach Saalfeld ziehen, da gibt es wenigstens einen schnellen Bahnanschluss. Das Theater und Orchester in einer solchen Stadt ist mehr als nur ein Musentempel. Es ist Jugendtreff, pädagogisches Zentrum, Seniorenverein, Kommunikationsraum, Diskussionsforum, Kleinkunstabühne, Ort zum Feiern, es ist, nicht zuletzt, Ausdruck städtischen Selbstbewusstseins, absurder Weise sogar für jene, die das Theater nicht nutzen. Eines Tages hörte ich in der Kneipe einen alten Mann deutlich sagen, wobei er kräftigsten Dialekt sprach: wenn die Leute vom Theater fehlen, ist in dieser Stadt gar nischt mehr los, dann klappen sie hier die Bürgersteige hoch.

Welche Folgen kann man bei einer Reduzierung der Kulturausgaben prognostizieren.

Das kulturelle Angebot für die Bevölkerung wird abnehmen, es kommt zu Sparten-schließungen. Diese werden nicht durch Gastierungen aufgehoben werden können.

Die Eintrittspreise werden steigen müssen. Sozial benachteiligte Zuschauer werden diese Veränderungen nicht ausgleichen können.

Traditionelle Kulturstandorte werden verschwinden.

Der Einsatz von Orchestermusikern und Schauspielern in pädagogischen Bereichen wird zurückgehen.

Kooperationen zwischen Schulen und Theaterschaffenden sind gefährdet, ebenso die Arbeit von Theaterpädagogen, die Arbeit von Theaterjugendclubs, Seniorentheatergruppen usw.

Die Durchmischung der Gesellschaft an öffentlichen Plätzen wird reduziert. Das Theater ist einer der letzten Orte, wo sich Generationen und soziale Schichten kommunizierend treffen.

Kunst und Kultur werden immer mehr den Regeln des Marktes unterworfen, d. h. politische und soziale Fragen, künstlerische Experimente finden immer weniger statt.

Impulse einer gesellschaftlichen Diskussion bleiben aus.

Meine Damen und Herren, dass die Situation ernst ist, wissen wir alle, die Kulturschaffenden wie die Entscheidungsträger. Es ist mit Sicherheit so, dass wir uns gegenseitig in unseren Ansprüchen ernst nehmen. Eine alle befriedigende Lösung zur Finanzierung aller Theater und Orchester wird es vermutlich nicht geben. Ich plädiere hier natürlich für den Erhalt der vorhandenen Konstruktion Rudolstadt. Weil ich nicht begreifen kann, dass man einen funktionierenden Betrieb demontiert. Und weil ich finde, wir sollten es der Amöbe Dictyostelium discoideum nachmachen, in Zeiten des Mangels einen Zusammenschluss wagen, der den Erhalt der vorhandenen Strukturen garantiert. Die Kapitulation vor den jetzigen Zuständen wäre ein fatales Signal. Die Botschaft hieße: liebe Mitbürger, es wird nicht besser, von jetzt an geht's bergab.